



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Evangelium des Naturalismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jeder in seinem Fache etwas Tüchtiges lernt. Dazu ist aber die akademische Freiheit im alten Sinne nicht notwendig, dazu braucht es keiner Universität im deutschen Sinne des Wortes, im Sinne der Haller und Leibniz, sondern nur solcher Anstalten, wie sie Frankreich und England auch besitzen. Wie die Naturwissenschaften dem Geiste nach der Metaphysik, mag sie theologischer oder philosophischer Natur sein, entgegengesetzt sind und ihre Gegnerin im Zeitgeiste überwunden haben, so sind sie auch den praktischen Ergebnissen ihrer Entdeckungen nach der Institution der Universität feindlich und gehen dem Siege entgegen. Schon jetzt haben in den Großstädten, wie Berlin und Leipzig, die Universitäten den Charakter weltstädtischer Hochschulen angenommen, wo mittelalterliche Romantik der Verbindungen nicht mehr recht gedeihen will. Dem Namen nach wird es immer noch Universitäten geben, aber dem Wesen nach werden diese Universitäten Hochschulen von mehr europäischem als deutschem Charakter sein. Die Naturwissenschaften sind international. So wird auch der deutsche Student zwar immer noch die Grundzüge des deutschen Nationalcharakters bewahren, aber auch immer mehr die Eigentümlichkeiten abschleifen und verlieren, die ihn ohne zwingende Notwendigkeit von andern jungen Männern höherer Bildung und Lebensstellung unterscheiden. Die an den europäischen Gentleman gestellten Anforderungen werden alsdann für seine Bildung so viel bedeuten, daß die der heutigen Mode angehörende „Schneidigkeit“ darüber vergessen werden wird. Die von der Erziehung des Jünglings angestrebte Tugend, die ideale deutsche Universitätsbildung, wird dann ein solches Antlitz zeigen, daß sie auch in andern Ländern als Tugend erkannt werden wird. Dann wird sie aber voraussichtlich keine Schmissen mehr auf den Wangen haben.



Ein Evangelium des Naturalismus



Unter der Mehrzahl der gebildeten Deutschen herrscht wohl die Überzeugung, daß gegenwärtig unsre sogenannte schöne Litteratur die partie honteuse der deutschen Kultur sei. Der Naturalismus scheint an der Spitze der Entwicklung zu marschiren, wenigstens wenn man nach dem Getöse urteilen will, das er verursacht. Aber so gewiß mancher gerade von denen, denen das Blühen und Gedeihen unsrer Dichtung Herzenssache ist, damals, als die neue Richtung aufkam, zunächst erfreut aufgeblickt haben mag, in der Meinung, es käme ein frischer

Luftzug, so gewiß ist augenblicklich die überwiegende Stimmung die, daß man sehnlichst nach einem Herkules zur Reinigung des Augiasstalles verlangt.

Dieser Wunsch ist nun in ganz unerwarteter Weise erfüllt worden durch ein Buch, das unter dem Titel: Die Kunst. Ihr Wesen und ihre Gesetze kürzlich in Berlin (bei Fflein) erschienen ist. Die halbausgewachsenen Literaten der „Freien Bühne“ haben zwar schon zwei Winter lang redlich das Ihrige gethan, um dem deutschen Publikum den Geschmack an jenem widerlichen Brei von Kot und Fusel, den sie als „Natur“ vorsezten, zu verderben. Nun aber hat dieses Buch jede Illusion, als steckte hinter dem Geschrei wenigstens guter Wille und geistige Kraft, zerstört und den unumstößlichen Beweis geliefert, daß es sich bei der ganzen Bewegung um nichts als litterarischen Humbug handelt. Darin liegt ein großes Verdienst, das dadurch nicht gemindert wird, daß es ein unfreiwilliges ist. Denn geschrieben hat das Buch Herr Arno Holz, der eine Verfasser der „Familie Selicke,“ und gewidmet ist es Herrn Johannes Schlaf, dem andern Verfasser der „Familie Selicke.“

Als schriftstellerische Leistung ist das Buch freilich so ungenügend, daß es an sich kaum Beachtung verdient. Aber es tritt mit den höchsten Ansprüchen auf. Herr Holz unternimmt es, auf die Frage nach dem Wesen der Kunst eine völlig neue Antwort zu geben, und zwar „auf Grund der zeitweilig triumphirenden Weltanschauung.“ Er hofft damit eine Arbeit zu leisten, die er als eine „Wohlthat für die gesamte Entwicklung“ bezeichnet, als „eine Brückenbauerin und Wegweiserin, ohne die es langsamer gehen würde.“ Demgemäß ist das Werk auch von der jungdeutschen Parteipresse als eine That der Erlösung gefeiert worden. Und den einen Vorzug hat es wirklich, den Stand der Dinge in einer Nacktheit und Klarheit zur Anschauung zu bringen, daß fortan jeder Zweifel ausgeschlossen sein muß. Gerade weil dem Verfasser die Fähigkeit, zu gestalten, jede eigentlich darstellerische Begabung abgeht, treten die Gedanken und damit das innerste Wesen des Naturalismus um so schärfer hervor, und dies auf einem Gebiete, wo jeder den Gegner zwingen kann, auf dem Gebiete der Kunstphilosophie. Denn gegen die naturalistischen Theaterstücke ließ sich ja kaum etwas ausrichten, weder durch Schelten noch durch Schweigen: de gustibus non est disputandum. Aber sobald sich die Herren an die wissenschaftliche Theorie wagen, kann man ihnen doch zu Leibe gehen: Gedanken lassen sich bekämpfen und beseitigen. Insofern hat das Buch in der That eine Bedeutung, die eine Besprechung wünschenswert macht.

Herr Holz verzichtet allerdings darauf, seine Entdeckungen systematisch vorzutragen — notgedrungen oder doch aus guten Gründen; er zieht es vor, zu erzählen, wie ihm allmählich die Offenbarung der neuen Heilsbotschaft gekommen ist. Da er überdies der zweifellos richtigen, wenn auch nicht überraschend neuen Ansicht ist, daß „der Wert eines wissenschaftlichen Werkes nicht

darin bestehe, daß es in einem möglichst schwerfälligen Klaunderwelsch geschrieben ist," so hat er sein Buch so eingerichtet, daß man es „lesen kann, mit der Zigarre auf dem Sofa, meinetwegen auch mit einer Tasse Kaffee daneben, ohne darnach Kopfschmerzen zu bekommen.“ - Anstrengend oder gar aufregend ist denn auch die Lektüre nicht. Den Gedanken, die Menschheit von dem zweitausendjährigen Irrtume der bisherigen Kunstanschauungen befreien und sie innerlich sozusagen umkrepeln zu wollen, während sie im Schlafrock auf dem Kanapee liegt und verdaut, könnte man sich schon gefallen lassen, wenn nicht die Ausföhrung (ich meine weniger den Primanerstil als die Mittheilung so vieler recht überflüssigen Intimitäten) an ein Buch erinnerte, das für die Naturalisten zu den heiligsten gehört, an das Journal des Goncourt.

Schon mit achtzehn Jahren hat Herr Holz das Versemachen mit Leidenschaft getrieben. Er „sah, fühlte und roch nur Verse,“ und „die Sonne schien ihm Lieder ins Herz, und der Regen tropfte ihm Melodien ins Ohr.“ Zwanzig Jahre alt schrieb er den Liedercyklus „Phantasia,“ worin er „die états de l'âme eines jungen Poeten schilderte, der an der Trivialität seines Milieu zu Grunde geht, hoch oben in Berlin Nin irgend einer Dachstube.“ Nach eiguem Geständnis hat sich Herr Holz mit diesem Phantasia sein eignes Epitaph gesetzt. Erschienen ist das Poem in dem „Buch der Zeit. Lieder eines Modernen,“ Zürich, 1885. Der Verfasser hatte damals den Ehrgeiz, in dem Morgenrot der neuen Poesie, in dem „neuen Schein des neuen Tages“ eine der ersten Verthen zu sein. Die Zeit der Waldgnomen und der Wasserzungen war für ihn vorbei: ohne das Volksgewühl der großen Städte, ohne die Telegraphendrähte konnte er nicht mehr dichten. Aber er wollte eine Schlacht gewinnen, freilich besondrer Art; denn sie galt

keiner Dynastie,
Auch kämpft sie nicht mit Schwert und Keule,
Galvanis Draht und Voltas Säule
Leukt funkenprühend das Genie.

Er wollte die Zeit des ewigen Friedens herbeiföhren helfen, wo „der Freiheit goldne Drifflamme leuchtend über alle Welt wehen“ sollte; und in dem Gedanken daran war ihm oft,

als ob die Zeit,
Verlästert viel und viel bewundert,
Als ob das kommende Jahrhundert
Zu seinem Täufer mich geweiht.

Vorsichtige Leute rieten zwar dem Dichter von dieser Laufbahn ab:

Tagtäglich wispert die Kritik:
O wirf ihn fort, den Hungerknochen,
Es hat die leidige Politik
Schon manchem hier den Hals gebrochen.

Such lieber hohe Protegees (!),
 Dein Sozialismus ist uns Schnuppe,
 Denn schließlich wärmst du nur, gesteh's,
 Die achtundvierziger Bettelsuppe.

Doch kühn ruft der Dichter denen, die sein Gedicht verhöhnern, entgegen:

Rückt an; mit offenem Visir
 Und harter Faust will ich euch weisen:
 Ich und mein Lied, wir sind von Eisen —
 Ihr oder ich, ich oder ihr.

Dem nicht soll einst in später Zeit
 Mit selbstgefälligem Behagen
 Ein später Enkel von uns sagen,
 Was rot wie Blut zum Himmel schreit:

Poeten ohne Poesie,
 Und keiner rief das Wörtchen: „Rette!“
 Sie blöckten allsamt um die Bette
 Wie eine Herde Hammelvieh!

Diese Verse müssen Herrn Holz etwas peinlich sein: er hat das rettende Wörtchen nicht gesprochen, dagegen ein Stück geschrieben, das ein Kritiker als eine „Tierlautkomödie“ bezeichnet hat. Eben darum hat er jetzt für alle seine Jugendversuche nur noch das Lächeln des Mitleids und der Verachtung.

Nun hatte das „Buch der Zeit“ nicht den gehofften Erfolg, und Herr Holz rächte sich, indem er aus seinem Kagenjammer heraus 200 Seiten Verse schrieb: „Unterm Heiligenschein. Ein Erbauungsbuch für meine Freunde.“ Veröffentlicht worden sind diese Dichtungen nicht, aber die umfangreichen Proben, die er auch aus ihnen giebt, lassen darauf schließen, daß es allerdings ein erbauliches Buch gewesen sein muß. Sein erstes Werk verwirft der Dichter:

Dem der Wein, den seine Mufe
 Unter falschem Etikett
 Ihm verführerisch kredenzt,
 War ein ganz gemeiner Kräger.

Nun ist es anders geworden:

Fene nächtigen Probleme,
 Die jetzt lauernd durch die Welt
 Wie die Tigerkagen schleichen,
 Pfauen auch in seine Träume,
 Und wenn morgens dann sein Stift
 Hastig über das Papier flirrt,
 Scheint ihm seine Skribelei oft
 Unerträglich und banal.
 Liebeslieder zu standiren,
 Wäre freilich profitabler.

Doch die Lügen, die das Mondlicht
Ihm romantisch ins Gehirn scheint,
Sind dem Zeitgenossen Zolas
Katerlakenideale.

In diesem Buche warnte Herr Holz seine dichtenden Genossen in einem
„Präludium,“ das aber diesmal am Schlusse stand

Vor der unsoliden Firma
Des Homers (sic!) und Kompanie.

Homer ist in seinen Augen

Nur ein ganz profaner Mensch
Und als solcher wiederum
Nur der erste aller blinden
Bänkelsänger Griechenlands.

Am liebsten möchte er Rothschild veranlassen, einen internationalen Anti-
musfeistenklub zu gründen. Denn

Poesien für Pennäler
Sind bereits genug gedrehselt;
Siehe hier das Gros der Werke
Unsrer deutschen Dioskuren —
Nomina sunt odiosa!

Nur Heine ragt aus der Pygmäensippenschaft empor:

Heinrich Heine war kein Stockfisch,
Heinrich Heine war ein Mensch!

Von demselben Heine heißt es weiter:

Spucken mögen auf sein Grab
Dreimal alle alten Jungfern:
Heilig war ihm seine Liebe,
Heilig war ihm auch sein Haß.

Sein Geschlecht war ein erlauchtes,
Und die Blüten seines Stammbaums
Sind die Sterne ihrer Völker.

Man könnte bei diesen Worten auf böse Gedanken kommen. Doch Herr Holz
beugt allem vor: mit den Ahnherren Heines sind Aristophanes (notabene
auch so ein griechischer Bänkelsänger), Cervantes und Rabelais gemeint.

Heutzutage nun vollends ist die Vernunft zu den Botokuden geflüchtet,
der Zeitgeist ist ein Lüstling, ein gealterter Koué geworden; die Welt wittert
überall Unanständigkeiten, sogar bei Zola:

Großer Zeitgenosse Emile,
Dich, auch dich hat sie verlästert,
Und der Shakespeare des Romans
Ward zum Dichter der Kloake.

Zola, Ibsen, Leo Tolstoi,
 Eine Welt liegt in den Worten,
 Eine, die noch nicht verfäult,
 Eine, die noch kerngesund ist!

Diese Welt ist aber nicht mehr klassisch, nicht mehr romantisch, sie ist modern, und über dem Sonnenaufgang schmettert das Lied des Dichters seine Triller: Herr Holz, der sich für die genannten drei Größen mit seinen Freunden überwirft, ist nun wirklich die Verheerung der neuen Zeit geworden.

Die Empfindung, wie schlimm diese seine eigne Dichtung war, kam Herrn Holz ziemlich rasch. Er machte sich daran, einen modernen Roman zu schreiben: „Goldne Zeiten.“ In einem Stübchen zu Nieder-Schönhausen, in der Gesellschaft eines Theeessels, begann er das erste Kapitel: „Seine Kindheit.“ Er brachte einige Seiten zustande, die mit dem Satze schlossen: „In Holland mußten die Paradiesvögel entschieden schöner pfeifen,“ nämlich als in Indien, „und die Johannisbeerbäume noch viel, viel wilder wachsen.“ Dieser Satz ward für die Zukunft des Dichters und für die Entwicklung der Kunstanschauungen der gesamten Menschheit entscheidend. Zunächst gefiel er seinem Verfasser dermaßen, daß dieser heute noch drei Seiten lang darüber philosophirt. Sodann aber erinnerte er ihn an Zolas berühmte Definition der Kunst: *Un oeuvre de l'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.* Damit kam der Stein ins Rollen. Das nächste war, daß Herr Holz begriff: dieser Satz Zolas bedeutet genau so viel als „Wenns regnet, wirds naß“ oder „Von weitem sieht etwas entfernt aus“ oder „Alle Ratten haben Schwänze.“ Den Roman ließ er nun liegen und warf sich einen Winter lang auf das Studium der Kunstphilosophie; er wälzte als Stammgast der königlichen Bibliothek zu Berlin alle Folianten über Ästhetik, die dort aufzutreiben waren. Lehren konnten sie ihn freilich nichts, und so ging er — in die weite Welt. Auf der Nordsee bekam er nochmals einen dichterischen Rückfall, in Paris aber las er Zolas *Oeuvres critiques*. Daß auch der ganze Theoretiker Zola nichts war, sah Herr Holz sofort ein, und alsbald schrieb er seinen Aufsatz „Zola als Theoretiker,“ der 1890 in der „Freien Bühne“ erschien, aber uns jetzt auch nicht geschenkt, sondern in extenso mitgeteilt wird, und der in der That charakteristisch ist. An Taine wird gerühmt, daß er der erste gewesen sei, der die Gesetze der Naturwissenschaft auf die Kunstbetrachtung übertragen habe. Von Taines Aufstellungen aber gesteht Herr Holz nicht sonderlich erbaut zu sein: der eine seiner Sätze sei freilich urneu: „Jedes Kunstwerk resultirt aus seinem Milieu“; der andre, uralte dagegen: „In der exakten Reproduktion der Natur besteht das Wesen der Kunst nicht“ ist ein dummes Dogma. Zola ist über Taine nicht wesentlich hinausgekommen; sein Roman *expérimental* wird auf eine Stufe mit „Mondkälbern“ gestellt. Überhaupt gehört Kunstphilosophie zu den Götzen, die mit Nietzscheschem Hammer zertrümmert werden müßten.

Wiederum ging Herr Holz in trauriger Stimmung nach Niederschönhausen, wiederum machte er den verzweifeltsten Versuch, zu studiren, aber diesmal studirte er nicht „alte Herren, wie Aristoteles, Winkelmann und Lessing,“ sondern die Koryphäen der modernen Naturwissenschaft und die sogenannten Positivisten. Nun endlich begann für ihn die Klarheit, er hieb sich in dem Urwald der Verworrenheit mit Axten eine Lichtung und barg die Frucht der Erkenntnis in einem Aufsatze, den er freilich zunächst nur zu seiner eignen Orientirung bestimmte, aber dennoch zu Nutz und Frommen seiner Leser abdruckt. Es wäre auch Sünde gewesen, beispielsweise die köstlichen Eingangssätze des ersten Kapitels der Mitwelt vorzuenthalten: „Unter all jenen Erregenschaften, deren wohlthätige Wirkung die Menschheit im Laufe ihrer Entwicklung bereits zu verzeichnen gehabt hat, giebt es eine, deren Tragweite so ungeheuer ist, daß man heute, wo man jene Entwicklung zu begreifen besser in den Stand gesetzt ist, wohl kaum noch einen irgendwie fortgeschrittenen Denker finden wird, der auch nur einen einzigen Augenblick zögern würde, sie nicht etwa bloß für die unverhältnismäßig größte unsrer Zeit, sondern geradezu für die weitaus wichtigste der Zeiten überhaupt anzuerkennen. Da es darf selbst bezweifelt werden, ob auch in Zukunft eine der nach dieser noch möglichen gewaltig genug sein wird, um überhaupt auch nur an sie heranzureichen. Es ist dies die endliche Erkenntnis von der durchgängigen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens.“ Diese Erkenntnis ist zwar uralte, so alt, wie alle Philosophie überhaupt, die nur jenen Gedanken zur selbstverständlichen Grundlage hat; aber das schadet nichts, für Herrn Holz war sie neu, und in allen Tonarten wiederholt er: „Es ist ein Gesetz, daß jedes Ding ein Gesetz hat.“ Das Gesetz der Kunstwissenschaft aber, die, nachdem Spencer und Taine ihren Grund gelegt haben, leicht als Teil aus der Gesamtwissenschaft auszusondern ist, übrigens auch nach jenen beiden Männern noch sehr der Vollkommenung bedarf, ja bisher kaum den Namen Wissenschaft verdient, müßte ein Gesetz sein, woraus sich alle Erscheinungen der Kunst und ihre gesamte Entwicklung ableiten ließen.

Nach Vollendung jenes Aufsatzes ging Herr Holz daran, das besagte Gesetz zu finden. Erforderlich schien ihm vernünftigerweise eine Analyse des gesamten Materials, das die Geschichte aller Künste bietet. Aber diese Aufgabe konnte er nicht lösen. Er sagte sich also: wenn ein Gesetz allem Tatsächlichen zu Grunde liegt, so muß es auch jeder einzelnen Erscheinung zu Grunde liegen. Er wollte nun irgend ein Werk vornehmen, über dessen Zugehörigkeit zur „Kunst“ kein Zweifel obwalten könnte. War dessen „Gesetz“ entdeckt, so war das ganze Problem erledigt. Er dachte an die sizilianische Madonna: aber beschämt mußte er gestehen, daß sein Kunstverständnis zu einer Analyse dieses Bildes nicht ausreichte. Nun fiel ihm die „Idee“ ein, die unser ganzes Zeitalter beherrscht, die „Idee“ von der Wesenseinheit der höhern

und der niedern Arten. Er griff zu der Schiefertafel eines kleinen Schuljungen. Der hatte darauf eine „Schmierage“ gezeichnet, die unklar ließ, ob sie ein Dromedar oder ein Bezirbild: „Wo ist die Nag?“ oder eine Schlingpflanze oder den Versuch einer Landkarte darstellen sollte. Herbeigerufen erklärte der jugendliche Urheber, ein „Soldat“ sei gemeint. In diesem Augenblicke war für Herrn Holz die Frage nach dem Wesen der Kunst beantwortet, das gesuchte Gesetz gefunden. Nämlich zwischen diesem „Soldaten“ und der siztinischen Madonna besteht kein Artunterschied, sondern nur ein Gradunterschied. Das Ziel des kleinen Buben war ein Soldat, das Ergebnis die „Schmierage.“ Zwischen beiden klafft eine Lücke, dieselbe Lücke, die überall zwischen Wollen und Vollbringen klafft. Daraus ergibt sich die Formel: „Schmierage = Soldat — x.“ Folglich: „Kunstwerk = Stück Natur — x.“ Folglich: „Kunst = Natur — x.“ Dieses x gilt es zu finden. Herr Holz bestimmt es sofort und hat damit den Stein der Weisen gefunden. Das Urgesetz aller Kunst lautet: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder Natur zu sein. Sie wird es nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedingungen und ihrer Handhabung.“ Mit dieser „rührend einfachen“ Lösung des Rätsels ist die gesamte Kunstphilosophie der letzten zwei Jahrtausende, von Aristoteles bis auf Taine, gestürzt und, so nebenbei auch die Baukunst aus dem Tempel der Kunst hinausgeworfen.

Zunächst wollte nun Herr Holz aus dem neu entdeckten Gesetz alle Kunstentwicklung herleiten, und er machte sich an die Abfassung eines großen systematischen Werkes „Soziologie der Kunst.“ Eine Widmungsepistel an Emile Zola in französischer Sprache bekam er auch fertig, aber das Buch hinter diesem Briefe kam nie zu stande — „Gott sei Dank!“ sagt Herr Holz selber. Statt dessen that er sich mit seinem Freunde Johannes Schlaf zusammen, einem verunglückten klassischen Philologen, und beide zusammen schrieben zuerst „Papa Hamlet,“ eine Novelle, die sie unter dem Pseudonym P. Bjarne Holmsen herausgaben, später die berühmte „Familie Selicke.“

Es wäre nichts verfehlter, als Herrn Holz die Ehre einer ernsthaften Kritik oder gar einer Widerlegung anzuthun. Es genügt, sein Buch als Altstück zu einigen tatsächlichen Folgerungen über den Charakter des Naturalismus zu verwerthen. Denn wenn Gerhart Hauptmann dem pseudonymen P. Bjarne Holmsen, „dem konsequentesten Vertreter des Realismus,“ sein Erstlingsdrama widmet, wenn die ganze Linie von Jung-Berlin über das neue Kunstbuch in Subelfanfaren ausbricht, dann muß es doch wohl „symptomatische“ Bedeutung haben.

Herr Holz beginnt damit, festzustellen, daß ihm jede dichterische Begabung mangle: seine Verse sind, wie die Proben ergeben, nicht gehauen und nicht gestochen. Das ist an und für sich keine Schande. Aber es gehört doch ein bodenloser Cynismus dazu, sich seiner Unfähigkeit offen zu rühmen und nicht allein den eignen künstlerischen Entwicklungsgang davon abzuleiten, sondern

sie auch zum Ausgangspunkte, ja zur Grundlage einer das Wesen der Kunst ergründenden Theorie zu machen. In Wahrheit wird dadurch nur das eine erreicht, daß der Beweis geliefert wird, wie das innerste Wesen unsers deutschen Naturalismus zur Poesie in gar keiner Beziehung steht. Zugleich wird der Haß erklärlich, den der Naturalismus gegen alles hegt, was „Genie“ heißt. Herr Holz erklärt den Mann, der das Wort „Genie“ erfunden hat, für einen „Esel“ und verzichtet „lächelnd“ darauf, „in diese imaginäre Kategorie gestopft“ zu werden. Davor ist er auch sicher; aber — es war doch ein boshafter Mann, der die Fabel von den sauern Trauben erfand!

Sodann deckt Herr Holz schonungslos auf, wie unerhört niedrig das geistige Niveau ist, auf dem sich der Naturalismus bewegt. Er knüpft an die moderne Naturwissenschaft an; aber indem er ihre Methoden auf die Beurteilung von Vorgängen des geistigen Lebens übertragen will, verwendet er sie genau mit derselben Reife oder vielmehr Unreife, womit die sozialdemokratischen Agitatoren die „moderne Weltanschauung“ verwerten, aber beileibe nicht etwa, wie die bedeutenden unter ihnen; Bebel und Genossen, denen Bismarck einst das kräftige Wörtlein von den „kümmerlichen Epigonen“ ins Gesicht geschleudert hat, stehen turmhoch über Herrn Holz. Dieser hat einige Brocken von Spencer, Buckle, Taine aufgelesen und stellt, ohne sie recht verdaut zu haben, auf sie das Gebäude seiner neuen Kunstphilosophie. Darin jedoch gleichen die jungdeutschen Herren der ihnen auch sonst so sympathischen Sozialdemokratie, daß sie die „Wissenschaft“ fortwährend im Munde führen (übrigens genau so wie die Wirtschaftshäuser den König im Schilde, der nie bei ihnen einkehrt, würde Schopenhauer sagen) und dabei immer ganz einseitig an die Naturwissenschaft denken, die historischen Wissenschaften aber als Plunder einfach ignoriren. Von den Vorgängen auf diesem Gebiete haben sie nicht die leiseste Ahnung: längst vor Buckle hat man gewußt, daß auch in dem Leben der Menschen „Gesetze“ obwalten, nur sind es eben ganz andre als die, nach denen sich Säuren und Basen vereinigen. Die Methoden der Naturwissenschaft haben in der geschichtlichen Entwicklung gar nichts zu suchen. Buckle und Genossen sind für die historische Wissenschaft überwundene Größen; ein Forscher, der heute noch auf deren Betrachtungsweise zurückgreifen wollte, würde sich lächerlich machen. Der Herold einer neuen Zeit, der Zertrümmerer zweitausendjährigen Irrtums steht also in Wahrheit auf einem ganz veralteten Standpunkte.

Ist es demnach bei Herrn Holz mit der Wissensunterlage schlimm bestellt, so steht es mit seiner Denkraft noch viel ärger. Das Buch bezeugt eine geradezu verblüffende Unfähigkeit, von außen zugetragenes aufzunehmen und innerlich zu verarbeiten. Die gesamte kunstwissenschaftliche Litteratur in einem halben Jahre abzuthun, ist, wenn da nicht ein bißchen Plunkerei mit unterläuft, ein starkes Stück. Später fühlt Herr Holz die Empfindung in sich

aufdämmern, als könnten seine Ideen nur durch eine kritische Zergliederung des gesamten Materials verarbeitet werden, aber nur, um vor dieser Aufgabe, die doch bisher jeder der von den Herren Naturalisten so stark verachteten „Kunstphilosophen“ wenigstens annähernd zu lösen versucht hat, sofort wieder zurückzuschrecken. Nicht einmal dazu kommt es, daß ein einzelnes Kunstwerk auf seine Bedingungen untersucht wird. Er muß, um seine Theorie zu gewinnen, zur „Schmierage“ greifen. Eine heißere Satire auf den Naturalismus ist nicht zu erfinden. Dabei die grandiosen Fehlschlüsse, aus einer einzelnen Erscheinung das Gesetz für die Gesamtheit, aus der niedern Gattung das Gesetz auch für die höhern herzuleiten, weils so bequemer ist! Sa wenn nicht Logik und Methode ein paar so zudringliche Dinge wären, die man selbst „auf dem Sofa, bei einer Schale Kaffee und bei einer Zigarre“ nicht ganz los wird! Dann aber, nachdem der große Gedanke, das erlösende Wort gefunden ist, wieder die gleiche Scheu, in ernster Arbeit die Probe auf das Exempel zu machen: Unwissenheit und Unfähigkeit, Trägheit und Mangel an Gewissenhaftigkeit reichen einander die Hände. Was Wunder, wenn das „Gesetz,“ das so zu stande gekommen ist, nun auch darnach ist. „Die Kunst hat die Tendenz, wieder Natur zu sein — sagt Herr Holz — sie wird es nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedingungen und ihrer Handhabung.“ In seinem Jargon heißt das: „Alle Ratten haben die Tendenz, einen Schwanz zu haben. Sie haben ihn, sofern sie normal geboren sind, und ihnen der Schwanz nicht abgeschnitten wird.“

Herr Holz hat sich sein Gesetz durch eine Folge mathematischer Gleichungen zusammengeskatotirt: es heißt also nicht aus dem Tone fallen, wenn wir beim Rechnen bleiben und dem Naturalismus eine Bilanz vorhalten:

Aktiva		Passiva
Poetische Begabung	0,00	Vor Sonnenuntergang
Wissen	0,00	Das Friedensfest
Fleiß und Ausdauer	0,00	Einsame Menschen
Logik und Methode	0,00	Die gute Schule
Rezeptionsfähigkeit	0,00	Der neue Mensch
Produktivität im Denken	0,00	Papa Hamlet
Geschmack	0,00	Die Familie Selide
Stil	0,00	Freie Bühne u. s. w.
Summa:	0,00	Summa: ~

Der Naturalismus wird also gut thun, schleunigst die Liquidation anzumelden. Für jeden, der Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, stand dieser Bankerott lange fest. Es war eine sehr „unsolide Firma,“ dieser Naturalismus, gegründet in erster Linie auf den Ehrgeiz und die Unfähigkeit einiger Litteraten, in zweiter Linie auf ein Prinzip, dessen Tadelscheinigkeit von Anfang an leicht zu durchschauen war. Die Kunst hat gar nicht die Tendenz, Natur zu sein, sie wird auch nicht Natur, sie ist Natur von vornherein; jede

Kunst ist ein Stück des geschichtlichen Lebens der Völker, ein Stück des ewigen Werdeprouesses der Menschheit, ein Ausfluß der Kräfte, die die ununterbrochne Entwicklung des menschlichen Geistes bewirken. Eine Kunst, die das nicht mehr ist, verliert ihre Daseinsberechtigung, sie ist ein dürres, abgestorbenes Geäst auf dem Baume der lebendigen Geschichte. Wie jeden Zweig des Lebens, kann man auch sie zum Gegenstande der Betrachtung machen; dann steht man aber außer ihr, und es handelt sich dabei nicht um künstlerisches Schaffen, sondern um Wissenschaft. Auch der Naturalist steht nicht in der Natur; um sie zu kopiren, beobachtet er sie, und wenn er dann etwas geliefert zu haben glaubt, was Natur ist, so hat er eben vergessen, daß Kunst nicht Wissenschaft, sondern vor allen Dingen Leben ist. Der Naturalismus schafft weder Kunst noch Wissenschaft, sondern einen Nonsens, der sein Dasein nur künstlich fristen kann durch Spekulation auf die Gedankenlosigkeit, die Unwissenheit und die pöbelhaftesten Geschmacksinstitute der Menge. Diesen status causae mit unerbitterlicher Deutlichkeit veranschaulicht zu haben, ist das Verdienst des Buches des Herrn Holz. In seinem „Phantasmus“ hat er sich, wie er selbst sagt, sein eignes Epitaph gesetzt. „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze“ ist das Epitaph der gesamten naturalistischen Schule. Herr Holz hofft, daß seine Theorie eine Wegweiserin sein werde, ohne die es sonst „langsamere gehen würde.“ Gewiß; die Toten reiten schnelle. So wenig man auch Veranlassung hat, Herrn Holz seinen nur mühsam unterdrückten Wunsch zu erfüllen und vorzuschlagen, er möge mit seinem Freunde Schlaf ins Irrenhaus gesperrt werden, so kann man doch so viel sagen: Wer sein neuestes Buch liest und hinterdrein noch etwas Ernsthaftes vom Naturalismus erwartet, den wird man der sorgfältigsten Beobachtung seines Hausarztes empfehlen dürfen. Der Naturalismus selber aber wird selbstverständlich noch eine Weile fortfahren, zu lärmern, gegen Goethe und andre „Hindernisse“ zu toben und die eignen kleinen Lichter mit vollen Backen anzufachen, solange bis sie einmal alle ausgeblasen sind und damit eine der traurigsten Episoden aus der deutschen Litteraturgeschichte verschwunden sein wird. Nun aber wird man das alles mit Gemütsruhe an sich vorbeiziehen lassen. Aufregung und Ärger ist nicht mehr von nöten. Auch Herr Holz hat uns für diesen Fall gewappnet. Wir verdanken ihm ein paar Verse, die, so wenig geschmackvoll sie auch sind, doch dem Treiben der jüngsten Deutschen gegenüber geradezu tröstend wirken:

Verloren bist du auf der Welt,
 Wenn sich die Dummheit dir entgegenstellt.
 Sie setzt Spinoza hinter Böbel Pintus
 Und hat die Weisheit aller Zeiten intus.
 Sie lacht wie ein Cretin dir ins Gesicht
 Und lästert alles, nur sich selber nicht.
 Und nichts bleibt übrig dir vor diesem Viehschen,
 Als sacht dich in dich selber zu verkriechen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Vorgänge in Chile. Der Weisheitspruch des alten Akiba „Alles schon einmal dagewesen“ scheidet an den neuesten Vorgängen in Chile.

Daß eine aus den eigentlich konservativen Elementen des Landes bestehende Partei gegen die Obrigkeit zum Schwerte greift, hat man zwar schon öfter erlebt; daß sie es aber thut in einer Form, wie es heute in Chile geschieht, ist zu den Neuheiten zu rechnen, mit denen man Akibas Weisheitspruch Lügen strafen könnte. Einige Ähnlichkeit, aber nur eine sehr geringe, hatte das Pronunciamiento des spanischen Admirals Topete, als er im Jahre 1868 auf der Rade von Cadix an Bord eines Geschwaders von Panzerfregatten die Rebellenflagge hisste. Die Ähnlichkeit ist gering, denn der Vorgang führte nicht zu einem nennenswerten Kampf mit der bestehenden Macht, sondern zu einem sofortigen Umsturz, zur Entthronung der Königin und zur Errichtung einer spanischen Republik, der freilich kein langes Dasein beschieden war. Ganz anders geartet ist der Hergang, wie er sich in Chile entwickelt hat.

Über die tiefern Beweggründe, die den Parteien das Schwert in die Hand gedrückt haben, sind die Anschauungen europäischer Politiker geteilt. Wer die Verhältnisse des chilenischen Staatswesens einigermaßen kennt, wundert sich, wie über ein Land die Geißel der Revolution hereinbrechen konnte, das als die einzige der Republiken von Südamerika jedem Besucher den Eindruck der Ordnung und der Zufriedenheit hinterließ.

Augenblicklich sind die Anklagen der Parteien gegen einander so wirr und so heftig, daß dem Unbefangenen und Uneingeweihten noch kein Urteil möglich ist. Über die politische Seite des Kampfes, über Recht oder Unrecht, über die größern oder geringern Aussichten des Erfolges, sei es der einen, sei es der andern Seite, hat man noch immer Zweifel zu hegen. So hartnäckig der Widerstand des Präsidenten Balmaceda ist, ebenso beharrlich scheint die Kongresspartei noch immer im Vorteil zu sein; die Thatfachen aber, die die Aufmerksamkeit des Zuschauers am lebhaftesten beschäftigen haben, sind die Gefechte, die an der Küste zwischen den gegenseitigen Seestreitkräften, das erstemal in Caldera, das zweitemal vor Valparaiso, stattgefunden haben.

Auch über diese Gefechte sind genauere und ganz sachlich gehaltene Einzelheiten noch nicht zu uns gelangt. Thatsache ist, daß die rebellische oder sogenannte Kongresspartei vom Anfang ihres Auftretens an über den weitaus größern Teil der chilenischen Seestreitkräfte verfügte, mit diesen sogleich eine Art Blockade der Küste ins Werk setzte und damit fast die ganze Notmäßigkeit über die Seeverbindung Chiles in Anspruch nahm. Ohne Gewaltthätigkeiten gegen die Schifffahrt, auch selbst gegen Neutrale, ist es dabei nicht abgegangen, sodaß mehrere Seemächte, schließlich auch die deutsche Regierung, Anlaß nahmen, Kriegsschiffe zum Schutz ihrer bedrohten Interessen dahin zu senden.

Die Regierungspartei verfügte nur über geringe Seestreitkräfte, und das ist wohl der Grund, weshalb die Schiffe der Gegner nicht immer mit der nötigen Umsicht verfahren. Nur auf diese Weise konnte es geschehen, daß das Panzerschiff Blanco Encalada, das im Hafen von Caldera vor Anker lag, von den

Torpedokreuzern *Amirante Lynch* und *Amirante Condell* unversehens angegriffen wurde; nach längerem Geschützkampf wurde es durch einen Torpedo des *Amirante Lynch* in den Grund gehohrt.

Man muß sich auf die Erzählung der einfachen Thatsache beschränken, weil fachmännische Berichte, wie gesagt, noch nicht in die Öffentlichkeit gelangt sind; es ist aber nicht zu leugnen, daß sie als nackte Thatsache zu mancherlei ernstern Erwägungen Anlaß giebt.

Trotz der Erfahrungen des amerikanischen Sezessionskrieges, der russisch-türkischen Begegnungen auf der Donau und im Schwarzen Meer, der franko-chinesischen Gefechte in Ostasien ist der Torpedo noch heute im Seekrieg etwas Neues. Nicht, als ob man über seine Wirkung im Zweifel wäre; jedes Kind weiß nachgerade, daß ein Paket Schießbaumwolle von einem halben Zentner und darüber, wie der Kopf eines solchen Torpedos es enthält, imstande ist, der Seite des stärksten Schiffes ein Loch von solcher Größe beizubringen, daß es unmöglich ist, es wieder zu verstopfen. Die Neuheit des Torpedos in der Seekriegführung liegt weit mehr darin, daß man auf einem Wendepunkt im Bau von Schiffen und in der damit verbundenen Seetaktik überhaupt zu stehen glaubt.

Für Länder wie England und Frankreich lag die Frage nicht so, wie für das deutsche Reich. Dort war man im Besitz großer Panzerschiffe neuester Form, hier stand man im Begriff, sie sich zu schaffen, und zauderte. Das neue Element des Torpedos ließ die Schulmeinung entstehen, der Bau schwerer Schiffe für den Seekrieg sei abgethan, und die große finanzielle Wirkung, die mit der Beschaffung solcher Schiffe verbunden sei, lasse sich vermeiden, wenn man sich mit „ganzer Liebe“ dem „neuen Element“ in die Arme werfe. Von unsern politischen Parteien hat sich namentlich die freisinnige diese Schulmeinung zu eigen gemacht, und man kann es ihr nicht verargen, zumal da sie in diesem Punkte auch dem Einverständnis so mancher Fachmänner begegnete.

Mit besondrer Genugthuung haben denn nun auch Zeitungen derselben Farbe die Vorgänge in Chile, namentlich das Sinken des *Blanco Encalada* in Caldera verwertet. Dennoch ist es geraten, sich in dem Urteil über die Bedeutung nicht zu überstürzen. Das Sinken des Panzerschiffes kann nicht bestritten werden; 7 Offiziere und 150 Mann sind mit ihm zu Grunde gegangen. Es geschah aber nicht mit dem ersten Schuß, sondern nachdem sechs Torpedoschüsse vergeblich gewesen waren. Und fragt man, welche Eigenschaften das Panzerschiff besaßen, welche Vorkehrungen es getroffen habe, um sich gegen Torpedoangriffe zu schützen, so trifft man auf ein fast leeres Blatt. Der *Blanco Encalada* war in den siebziger Jahren gebaut, ein sogenanntes Kasemattschiff mit *Armstrongvorderladern* von je zwölf Tonnen Gewicht und achtzölligem Kaliber, ferner sieben *Gatlingkanonen* und vier *Einpfünder-Hotchkissrevolvern*. Wie von sachkundiger Seite versichert wird — laut Berichten, wie sie dem Marineministerium der Vereinigten Staaten zugegangen sind —, hatte der *Blanco Encalada* zur Zeit des Angriffs keine Munition für seine leichte Artillerie, was ihn gegen solche Angriffe sehr schwächte. Seine elektrischen Scheinwerfer, wenn er solche überhaupt hatte, waren nicht in Ordnung, ein wesentlicher Umstand, da der Angriff bei Nacht erfolgte. Was aber für ein vor Anker — oder an eine Boje festgemacht — liegendes Schiff die Hauptschwäche war: von einem Torpedoneß oder einer um das Schiff herumgezogenen Barriere war keine Rede. Man hatte sich in vollkommener Vertrauensseligkeit offenbar keines Angriffes versehen, vermutlich auch nicht geglaubt, daß die beiden angreifenden Fahrzeuge noch zur gegnerischen Seite gehörten.

Ein anderer Umstand, der wohl zu jenem guten Glauben beigetragen hat, mag der gewesen sein, daß in dem Kriege, der dort noch in aller Erinnerung war, dem Kriege zwischen Chile und Peru, mit den Fischtorpedos verhältnismäßig wenig geleistet worden war. Beiläufig hatte sich in jenem Kriege gerade der Blanco Encalada durch seinen Anteil an der Wegnahme des peruanischen Monitors Huascar ausgezeichnet. Was die Verwendung von Torpedos in jenem Kriege betrifft, so waren mehrere Fälle, wo Schiffe den Torpedoangriffen auswichen; so schoß am 27. August 1879 derselbe Huascar einen sogenannten Laytorpedo gegen den Abtao; der Torpedo drehte sich aber auf dem halben Wege um und bedrohte dadurch das eigne Schiff. Dieses wurde nur durch die Geistesgegenwart eines seiner Offiziere, des Leutnants Diez Canezo gerettet, der, den herankommenden Torpedo erblickend, über Bord sprang und ihm, untertauchend, mit dem Gewicht des eignen Körpers eine andre Richtung gab.

Auch mit Spieren- und geschleppten Torpedos hatte man in jenem Kriege wenig Glück gehabt. Dagegen war das chilenische Schiff Loa durch einen Fischtorpedo zerstört und versenkt worden, den man mittels eines Marktenderbootes unbemerkt längsseitig gebracht hatte. Auf ähnliche Weise war es gelungen, das chilenische Schiff Covadonga zu zerstören. Auf den Arno hatten drei peruvianische Torpedoboote, worunter eins mit dem Namen Fresia, einen Angriff gemacht, der völlig mißglückte, während es dem Arno gelang, das Torpedoboot in den Grund zu bohren.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß das Sinken des Blanco Encalada ein Triumph des Torpedoangriffs ist, und daß die Recht behalten haben, die für die Überlegenheit des Torpedobootes über das Panzerschiff eingetreten sind. Dem Einwande, daß es in diesem Fall ein Schiff gewesen sei, das die Schutzmaßregeln versäumt habe, kann man entgegenhalten, daß die Nachlässigkeit ein Kapitel ist, mit dem man in der Kriegführung immer und auf beiden Seiten rechnen muß, und daß es an der Thatsache nichts ändert.

Neuerdings hat aber auf der Rhede von Valparaiso ein neuer interessanter Kampf stattgefunden, der dem Zünglein der Wage wieder eine etwas andre Richtung zu geben scheint. Dort hat eine der Kongresspartei angehörige Panzerkorvette Magallanes einen — wenn man recht unterrichtet ist — sogar mehrstündigen Kampf mit einer Gruppe feindlicher Torpedoboote oder Torpedokreuzer siegreich bestanden und die Kreuzer zur Flucht gezwungen. Es ist das ein Ereignis, auf dessen genauere Einzelheiten man um so mehr gespannt sein muß, als es geeignet ist, den Schlussfolgerungen von Caldera doch eine andre Wendung zu geben.

Die Sache ist für uns Deutsche von Wichtigkeit, denn es hat sich bei uns seit einiger Zeit eine Marinelitteratur aufgethan, die die gegenwärtige Marinepolitik der Regierung — namentlich was den Schiffbau angeht — heftig bekämpft, und die bei einem Teil der politischen Presse kräftige Unterstützung findet. Es ist deshalb notwendig, den Vorgängen in Chile, wie sie der dortige Seekrieg darbietet, nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit nüchternem Urtheil zu folgen, damit der rechte Pfad nicht verloren gehe.

